

großer Härte des Willens möglich ist und sich besser für den Ausnahmefall des Krieges als für den Normalfall des Friedens eignet. Denn dieser Zustand ist eine heftige, eine wilde Reaktion gegen die in der Seele lauende Verzweiflung und daher mit einem grundsätzlichen Mißtrauen gegen die Wirklichkeit und auch gegen den Menschen

verbunden, daher im tiefsten Grund trotzig individualistisch. Der Tapfere aber, der zugleich fromm ist, verliert nie das Vertrauen in den Sinn des Daseins und kann deshalb, ohne das innere Gleichgewicht zu verlieren, die Pflichten des Friedens mit denen des Krieges und die des Krieges mit denen des Friedens vertauschen.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER, GELESEN IM KRIEG

Von Hubert Becher S. J.

Goethe schließt seine „Campagne in Frankreich“ 1792 mit den Versen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freudig regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der unglückselige Feldzug läßt es freilich begreifen, daß der Dichter mit großer Unlust seiner gedachte; aber daß die Enge des stillen Herdes ihn allein beglücken könne, ist bemerkenswert. Wenn nun selbst ein uns heute fast idyllisch anmutender Krieg in einem Dichter eine solche Stimmung hervorruft, was soll man dann von der Dichtung im gegenwärtigen Ringen sagen? Muß sie nicht schweigen, und dürfen die Musen erst dann wieder uns nahen, wenn wir der Muße pflegen können? Das hieße denn die Kunst fast als ein Spiel verachten. Wenn jedoch jenes andere Wort, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, auch nur in beschränktem Umfang angenommen wird, dürfte auch der Dichter erst in der Prüfung des Krieges seinen wahren Wert enthüllen. Wo immer der Mensch und sein Bestand in seinen innersten Gründen erschüttert wird, muß es sich zeigen, aus welchen Kräften er eigentlich lebt. Der Dichter, der seinem Volk die Vollgestalt des Menschentums vorstellt, muß gerade unter den jähren Feuern des Krieges aufglühen, ohne zu Asche zu verbrennen. Kunst ist nicht bequemer Genuß und träge Sorglosigkeit. Was sie in Schönheit und Vollendung darstellt, muß dem Wesen des Menschen und Volkes so notwendig angehören, daß es sich verlohnt, daß Tausende dafür in den Tod gehen. Darum wird der Krieg, in dem für ein hohes Ziel gekämpft wird, der Prüfstein wahrer Dichtung sein, und umgekehrt wird das im Kriege geschüttelte Volk aus dem Wort des Dichters den Sinn seines Kampfes erkennen und den Mut finden, durch alle Stürme hindurch für so hohe Güter zu streiten und alles für sie einzusetzen.

Rudolf Alexander Schröder (geb. 26. 1. 1878 in

Bremen) als Beispiel für diese Wahrheit zu nehmen, möchte auf den ersten Blick als ein Schlag gegen seine Art und Leistung erscheinen. Unter denen, die heute über Dichtung denken und in ihren Werken ihre Gedanken zu verwirklichen suchen, nimmt er eine bestimmte, fast einsame Stellung ein. Dichtung und Kunst, schreibt er, „walten in einer andern Welt als der des Tages, in einer Welt, die ‚nicht von dieser Welt‘ ist“¹. Er selbst klagt sich im Frühjahr 1918 in einem Brief an: „Wir haben — wenn auch nur geistig — genießen und Genuß erwecken wollen zu einer Frist, während derer schon längst das Signal geblasen war zum Kampfe gegen nichts Geringeres als das gespenstige Umsichgreifen einer europäischen Geistesverfinsterung. Wir haben auch für solches Verhalten unseren Lohn dahin; denn wie wir uns — vielleicht auch notgedrungen! — von der Not der Zeit absonderten, so ist das Beste und Köstlichste, das wir zu geben hatten, für Tausende zur Anteilnahme Berufener ein non ens und nonsens geblieben“ (I 13). Sein Dienst an der Sprache — Hans Grimm nennt ihn den größten und zuchtvollsten Meister deutscher Sprache der Gegenwart —, die kühlen Verse seines „Elysium“, die Arbeit an der Übersetzung der Alten, sein bibliophiles Bemühen, die Zurückhaltung in allem Persönlichen, das den Alltag und die laute Öffentlichkeit meidet, scheinen nur zu bestätigen, was er 1918 von sich sagte, und überdies das Urteil herauszufordern, daß jene Selbsterkenntnis nur eine vorübergehende Empfindung gewesen sei. Ähnlich wären auch seine vaterländischen Gesänge, seine deutschen Oden und seine Kriegslieder, selbst das unsterbliche „Deutscher Schwur:

¹ Die Aufsätze und Reden (I 356), in zwei Bänden gesammelt. 80 (447 u. 514 S.) Berlin 1939, Fischer. Geb. M 15.—; in den Anführungen mit I, II bezeichnet. Von den übrigen Werken seien außer seinen Homer-, Horaz-, Vergil-, Cicero-Übersetzungen genannt: Die Gedichtbücher Elysium 1905, Deutsche Oden, Heilig Vaterland 1914, Mitte des Lebens 1930, Ein Lobgesang, Ballade vom Wandersmann 1937, die Prosabücher Aus meiner Kindheit und Jugend 1934, Dichtung und Dichter der Kirche 1936.

Heilig Vaterland“ nur unwesentliche Ausnahmen seiner Lebensarbeit.

Dem Leser dürfte es klar sein, daß diese Zeilen nur die scheinbaren Schwierigkeiten zusammentragen sollen, damit die eigentlichen Ausführungen Schröder in ein um so helleres Licht setzen. In der Tat wird man nur von wenigen Dichtern sagen können, daß durch ihr ganzes Werk so bestimmt und gleichbleibend das Bewußtsein einer Verantwortung geht, die sich der Verpflichtung für das Volk bewußt ist. Sein Dichten und seine Kritik sind „von einem aufbauenden Willen getragen, sprechen jedes Nein nur um des höheren Ja willen aus“. In diesem Willen ist er der Überzeugung, daß er „für den Maßstab, den er an die Dinge legt, Beachtung in jedem Sinn fordern darf und muß“ (I 13). „Talent!“ schreibt er von Vergil, und das gilt auch für ihn selbst, „Wer sich damit begnügt, es auszubeuten, es, wie man so sagt, zu fruktifizieren, der mag ein fleißiger, mag unter Umständen sogar ein redlicher Arbeiter sein, niemals wird er erleben und übernehmen den labor improbus, der dem Genius auferlegt ist“ (I 83). „Die Ungebundenheit verantwortungslosen dichterischen Daseins“, „die absprechende Rechtshaberei, leider Gottes eine der beliebtesten Prärogativen germanischer Freiheit“ weist er weit von sich. Wer das Werk Schröders liest, während der Krieg unser geistiges Sein dem Wesentlichen und Letzten verpflichtet, wird erkennen, daß dem Willen des Dichters auch die Tat entspricht.

Erste Vorbedingung dafür scheint es zu sein, daß der Dichter nicht irgendwie im Reich der Schönheit schwebe, sondern in einer Heimaterde fest verwurzelt sei. Nur wenn er seinen Ursprung auch dem Leib nach anerkennt, wenn er die Kräfte der Familie und Landschaft auf sich wirken läßt, wenn er alle späteren Erkenntnisse und Erlebnisse mit den Jugendeindrücken zu verbinden weiß, wächst er gesund und stark. Nach allen Seiten ausgreifend wahrte er dann dennoch die Mitte. Indem alles Neue ihm die Seele seiner Heimat tiefer erschließt, gewinnt er Kraft und Einsicht, auch fremde Landschaft und fremden Geist in ihrer Eigenart zu spüren und sich durch sie bereichern zu lassen. Man braucht aber nur Schröders Erinnerungsworte an seine Mutter (Aus Kindheit und Jugend S. 102) und seine Heimat Bremen (Die norddeutsche Landschaft in II 237—263) zu lesen, um zu erkennen, wie stark die Jugend noch in diesem Mann lebt, der so viele Städte schaute, so vielen Menschen begegnete, in den Dichtwerken so vieler Völker des Altertums und der Neuzeit zu Hause ist. In einem seiner Gedichte an die Heimat² sagt er:

Ich habe nie nach lärmendem Lob gefragt;
Für wenige sang ich. — Wissen's die wenigen,
Weißt du nur, daß er war, und daß er
Deiner gewesen, genügt's dem Sänger.
In deinen Weiten wurde das Herz ihm weit;
Vor deiner Himmel ewiger Wanderung
Hat er geschworen, festzuhalten,
Was ihm zu halten gebührt....

Gerade durch diese Treue zur Kindheit gewinnt sein Wesen etwas Natürliches und Schlichtes, das selbst durch die gewählteste Sprache und die gedankenbeladene Erörterung durchscheint. „Der Ton der Liebe und verlangenden Hingabe zu der umfriedeten und bebauten Scholle“, die er den Ursprung und Nährboden alles staatlichen und bürgerlichen Daseins nennt (I 143), tönt aus seinem dichterischen Wesen. Es ist in jenem Bezirk beheimatet, „auf den das Schriftwort hinweist, wenn es uns befiehlt, wie die Kinder zu werden“ (II 475 f.). Dieser Heimatlaut klingt denn auch immer in seinen Aufsätzen an. Gern geht er jenen Spuren nach, die die Männer vergangener Zeiten mit Bremen und der Welt der Hanse verbinden.

Da sich Schröder als Glied seiner Heimat betrachtet, von der viele Wege hinaus und alle wieder zurückführen, wird ihm auch die Dichtung und die Arbeit an den Dichtwerken anderer Zeiten und Menschen ein Dienst für sein Volk. Er scheut sich hier nicht vor zu starken Worten, da er doch sonst Maß zu halten und zu wägen weiß. Wenn er von Horaz spricht, der das alte Amt des Vates, des Sängers und Sehers für sein Volk, erneuerte, meint er: „Wir dürfen ihm und der Zeit, die ihm dies Amt auf die Schultern legte, weil sie seiner wieder einmal bedurfte, die Wahrhaftigkeit und den Ernst der Forderung und der Dienstleistung nicht an Hand von Kriterien bezweifeln, die vor lauter Suche nach dem puncto puncti des ursprünglich dichterischen schon längst ihren Gegenstand selbst in den gasförmigen Zustand ästhetisierender oder moralisierender Dunstgebilde überführt haben, dessen einzige wirksame Eigenschaft unter Umständen seine Giftigkeit ist“ (I 128). Eine ganze Rede „Dichter und Volk“ (I 391—413) stellt dar, wie Dichtung nicht im Dienst der blassen Schönheit steht und nicht reine Aussage des ichbeschlossenen Gefühls ist, sondern Vorbild, Wegweiser, Aufruf für Volk und Staat sein muß. Auch die Vorbehalte, die Schröder schon von Jugend an gegenüber Stefan George und seinem Kreis empfindet, wurzeln gerade darin, daß dieser in „einer der Großartigkeit gewiß nicht entbehrenden Willkür das eigene Wirken ... zu isolieren suchte innerhalb eines lebendigen Ablaufes ... und auch seinem Ton ... ein gefähr-

² In: Das Gedicht, Blätter für die Dichtung, 6. Jahrgang, 6. Folge März 1940 (Hamburg 1940, Ellermann)

S. 5. Wir machen auf die Zeitschrift aufmerksam, die wertvolle Gedichte lebender Künstler veröffentlicht.

liches Element des wo nicht Unwahren, so doch Scheinhaften und Unwirklichen“ beimischte (II 450).

Volksnähe fordern heißt nicht den Dichter in den Kampfplatz der politischen Tagesfragen hineinstellen. Was er dem Volk zu geben hat, ist das Ewige. Er ist der Verwalter des geistigen Gesamterbes (I 138) und hat es immer wieder in die „lebendige Helligkeit“ vor die Augen seiner Leser zu rücken. Schröders Art kann man am besten mit jenen Worten kennzeichnen, mit denen er Schillers geistigen Ort zu bestimmen sucht (I 220), der aus der Höhe geistiger Schau auf die Erde herabsteigt und für die Wahrheiten, von denen er entzündet ist, den Leib in den Dingen der Erde sucht und findet. Dann glühen diese auf, dann wird der abgezogene Begriff, der Bote jenseitiger Welt, zugleich der strahlende Bewohner der Erde und Freund der Menschen.

Erbe, Überlieferung ist der Besitz des deutschen Volkes. Er enthält nach Schröder drei Bestandteile, das antike, das germanische und das christliche Wesen, die in der Geschichte eine Einheit geworden sind.

Unser Dichter schenkte der deutschen Gegenwart in Übersetzungen Homer, Vergil, Horaz und Cicero. Nicht der Drang des Sprachkünstlers, die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu meistern, ist es gewesen, der ihn in erster Linie bewog, Jahre der Arbeit an eine solch entsagungsvolle Aufgabe zu setzen. Für ihn gehört die griechisch-römische Geisteswelt noch zu der Ökumene von heute, so daß er nicht ansteht, von Europa als der Magna Graecia zu sprechen. Griechischer Geist entsprang dicht neben dem germanischen Wesen. „Es ist ein eigentümlicher deutscher Vorteil, daß das grundsätzliche Verhalten unseres Innern, der Aufblick, in dem wir Gott und Welt umfassen, gleichmäßig dem griechischen wie dem christlichen Grundverhalten verwandt ist“ (I 205). In Rom aber findet Schröder den staatlichen Geist verkörpert, und wer Vergil, Horaz, Cicero liest, der öffnet den Blick „für das, was an menschlicher Würde und schöpferischer Gewalt hinter (römischem) Aufgehen in der Gemeinbürgschaft wirksam ist, die den Einzelnen zugleich trägt und bindet, sein Dasein und die Kreise seines Schaltens zugleich großartig erweitert und beschränkt“ (I 144). Die Zeit hat den überlieferten Werken nicht geschadet; jugendfrisch wirken sie noch heute. Denn „da, wo der Mensch mit seinen Hoffnungen und Entwürfen doch zuletzt am fremden Widerstand scheitern oder an der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte versagen muß, lassen (die Künste und vor allem die Dichtung) ihn wie in einem Zauberspiegel das schöpferische Nachbild einer Welt erblicken, die besitzt, was der seinen versagt bleiben muß: Harmonie, Ausgleich, Dauer, und geben ihm gleichsam als

Pfand seiner göttlichen Sendung das irdische Vorbild jenseitiger Vollkommenheiten und Erfüllungen“ (I 384). Das heißt nicht, einer Flucht nach Arkadien das Wort reden. Aus dem Besitzgefühl ewiger Werte strömt die Kraft zu wirken, weil die Dichtung eben Wirklichkeiten festhält, Kräfte, die in Tätigkeit sind und ihren Zielpunkt erreichen, die dem inneren geistigen Gehalt wirkliche Gestalt geben. Im Wort des Dichters haben wir wahrhaftig die Welt und haben sie auf einer hohen und reinen Stufe.

Zu dem Erbe der deutschverwandten Griechen und der Römer, der Lehrmeister staatlichen Lebens, tritt das deutsche Gut. Die Antike formte den werdenden Deutschen, ohne ihn zu vergewaltigen, zu verbiegen oder seiner eigentümlichen Kraft zu berauben. Das Humanistische befreite vielmehr unsere deutschen Werte. Der vielgestaltige Reichtum der Stämme, der Norddeutschen und der Schweizer, der Preußen, Schlesier und Österreicher, die zahlreichen Entwicklungsstufen der Geschichte von der Edda angefangen, die alle als Kern das Ewigdeutsche enthalten, finden in Schröder ihren Ergründer. Er dringt ein in die Wesensform der uns benachbarten Flamen und Holländer³; er sieht gerecht, ohne Enge und ohne Untreue zum eigenen Volk, das Gemeinsame und die Unterschiede zur romanischen Welt eines Racine. Vor allem ist es die Klassik, an deren Gehalt und Art, an deren Sprachkunst sich Schröder in innerer Seelenverwandtschaft bildet. Er verehrt sie als die umfassendste Leistung des deutschen Menschen und will sie als unveränderliches Vorbild seiner Zeit nahebringen, in den Spuren Goethes, der das alte Wahre anzufassen lehrt. Klassik bedeutet für ihn allerdings nicht nur Weimar; sie ist die Bruderschaft der großen Dichter aller Zeiten. Zu ihr gehört etwa Fleming; er trägt auch kein Bedenken, seinen Freund Hofmannsthal zu ihnen zu rechnen, bei dessen Verlust er jenen unveräußerlichen, unzerstörbaren Besitz erst recht gewährte, der dem ewigen Fortwirken des klassischen Geistes eigen ist (vgl. I 313). Schröder mahnt auch uns, dieser Klassik uns zu öffnen:

Gib Raum dem Gott; und er ergreift gewaltsam,
Was anders dich in seine Strudel reißt;
Wohl fließt mit uns das Leben unaufhaltsam,
Doch klar und ewig ruht es vor dem Geist.
(Dem Dichter ins Stammbuch)

oder in den deutschen Oden:

Folgt ihr nur äugelnd immer dem Tageswink,
Der Wolkenwirrsal über den Himmel führt;

³ Er übersetzte meisterhaft die Lyrik des flämischen Priesterdichters Gezelle u. a.

Und leichtes Spielzeug schwanker Stunden
 Tauscht's und werfet's enttäuscht zu Boden!
 Wer stillern Sinns beständigen Werts sich freut,
 Weist solches ab; und innen im Busen treu
 Verwahrt er Altes, und das Erbe
 Mehrt er, des Frühern eingedenk und
 Spättern. (Erste Reihe 2)

Daß wir in der Klassik unsere Form finden,
 ist nach Schröder die Folge der Lage unseres
 Vaterlandes, wie vor ihm schon Hölderlin be-
 hauptet hatte. Ihm folgend dichtet er:

Du wohnst inmitten heiligen Weltteils, Land,
 So sei dir denn der mittelnde Sinn gewahrt,
 Der Saat und Scheuer pflegt und ausharrt,
 Bis ihm der Sommer die Ähren bräunte.

Dabei ist es des Deutschen Eigenart, unablässig
 den Weg zu den Unter- und Hintergründen, zu
 den geheimsten Wurzeln und Quellen zu gehen,
 unbezähmbar nach dem Absoluten, dem Urgrund
 hinter allen Urgründen, nach der bedingungslosen
 Rechtfertigung seines Daseins, der Transzendenz
 um jeden Preis zu streben (vgl. II 27 30). Der
 Gefahr, sich in die Abgründe zu verlieren, wohl
 bewußt, sucht Schröder wie Goethe sich zu einem
 „entsagungsvollen Zuwarten“ (I 182) zu zwin-
 gen. Es lebt in ihm die Überzeugung, daß die
 großen Entscheidungen, die mit Gewalt die Welt
 aus den Fugen zu renken scheinen, nicht das Wirken
 der Grundkräfte der Nation verändern, vielmehr
 nur die erstarrten Rückstände des Lebens zer-
 brechen, um diesem wieder neuen Auftrieb zu
 geben. So wird die Gelassenheit zu einer der
 Grundhaltungen des Dichters (Gesicht der Armut,
 Gedichte S. 71). Gewiß haben die Erschütterungen
 des Weltkriegs, besser der Nachkriegszeit, dies den
 Dichter gelehrt. Die Gelassenheit entbindet ihn
 indes keineswegs der Arbeit, verlangt im Gegen-
 teil Anstrengung und Treue trotz des Versagens,
 der Müdigkeit, des Verrates, der eitlen und leiden-
 schaftlichen Selbstpreisgabe um ihn her. Sie gibt
 ihm Kraft und Vertrauen auf die Jugend seines
 Volkes. Sie gibt ihm „Unschuld, Freiheit, Mut, die
 Unschuld des Wiedergeborenen, die Freiheit des
 freiwillig Dienenden und den Mut, der von keinem
 Hindernis weiß, vor dem er zu verzagen hätte“
 (II 397).

Jeder Rechtdenkende wird diese geläuterte
 Festigkeit des Dichters anerkennen. Doch zeigt
 sich hier seine Grenze. Auch er konnte nur nach
 dem Gesetz gedeihen, wonach er angetreten, und
 es gereicht ihm zum Ruhm, daß sein Herz nicht
 im Allgemeinen verschwebte, sondern sich dem
 Einen seiner Eigenart widmete. Er ehrt die
 Klassik, überliefert den ewigen geistigen Besitz,
 pflegt in der Sprache edles Maß und Zucht, ver-
 körpert den inneren Adel der Gelassenheit. All-

das rundet sich zu einem nicht alltäglichen Bild.
 Es mag wohl sein, daß diese Form zum Teil eine
 Art Selbstschutz ist oder notwendig war, damit
 seine reichen Anlagen nicht zum Auseinander-
 fließen kamen und ein zartes Gemüt nicht zer-
 setzt wurde, ein Gemüt, das, selten freilich, so-
 zusagen in einem unbewachten Augenblick, sich in
 der Lyrik offenbart, die sonst nur verhaltene
 Empfindung, ja fast Kühle atmet⁴. Auch die Er-
 fahrungen seines Lebens, der Münchener Frühzeit
 vor allem, mögen dabei mitgespielt haben, daß er
 ein genialisches Sich-austoben des Geistes verabs-
 scheuen und übersehen lernte. Zumeist jedoch
 dürfte die persönliche Anlage, in der auch die
 norddeutsche Art und die alte hanseatische Kultur
 erscheinen, den Dichter und Denker in seinen
 Werken bestimmt haben. Sie bewirkt eine klare
 Ablehnung alles romantischen Wesens, das er mit
 Goethe als krank bezeichnet. Er will von ihm
 nichts wissen und erschent den Tag, da „wir wie-
 der hinausgetreten sein werden in die gleich-
 mäßige Helle einer im Sinne der entscheidenden
 menschlichen Bedürfnisse aufs neue geformten und
 geordneten Weltansicht“ (I 208). Im Licht dieses
 Wortes wird es verständlich, daß Schröder sich
 dem Leben dann fast entzieht, wenn der Men-
 schengeist, von dunklen Kräften getrieben, Neues
 zu formen und zu erobern sucht. Sein eigenes
 Feld ist der wohlgeordnete, nur wieder lebendig
 zu machende Reichtum der Vergangenheit. Es ist
 auch bezeichnend, daß Schröder in seinen Kriegs-
 liedern, in denen er einmal unmittelbar in das
 Zeitgeschehen eingriff, in seinem bekannten Deut-
 schen Schwur, das „Wahren des Erbes“, die Ver-
 teidigung der Kronen Deutschlands den Söhnen
 als Ziel vorlegt. Ein anderes dieser Gedichte „An
 die Maas“ (Gedichte S. 184) ist vermutlich ent-
 standen, als Schröder während des Krieges in
 Belgien weilte. Man möchte bei seiner Lesung an
 die eingangs erwähnten Verse Goethes denken;
 nur daß Schröder inmitten der Verwüstungen
 nicht die Enge der eigenen Gedankenwelt er-
 sehnt, sondern die große Führung Gottes anruft,
 der nach Kriegsgewittern den Frieden schenkt und
 seine Güter, Freuden und Schönheiten austellt.

Schröders Grenze sehen wir darin, daß er den
 Kräften, die Neues formen, nicht genügenden
 Raum gönnt. Zwar spricht er vom „Wirken“ der
 Dinge, das der Dichter „erkennen und feststel-
 len“ müsse (II 260 f.), aber mit dem Feststellen
 lähmt er schon ihre drängende Macht. Und wenn
 Kindt darauf hinweist, wie Schröder Zeitgenosse
 des Homer, Horaz, Gellert, Plato, Goethe sei
 und ihren Reichtum staut, damit die Schöpfer-
 kraft der großen Werke um so königlicher einher-

⁴ Vgl. z. B. Kreuzgespräch (Berlin 1939, Eckart-Ver-
 lag) S. 25.

brause⁵, bleiben damit doch die immer neu sprudelnden Quellen und die aus neu sich erschließenden Kammern hervorbrechenden Ströme ungenannt, die ein Volk so lange beglücken, als es lebenskräftig ist. Bei allem Lob auf die Klassik bleibt es auch wahr, daß sie die menschliche Fülle in zu enge Formen einschloß. All ihr Tiefsinn, ihre Ehrfurcht, ihre Schönheit genügt nicht, sie auszudrücken. Gegen diese Geschlossenheit wandte sich die Romantik. Ihr himmelanstürmendes Gebaren war freilich mehr Sehnsucht und theoretische Erkenntnis als Leistung; aber die neu zu formende Weltansicht, von der Schröder schreibt, wird trotzdem entscheidende romantische Züge aufweisen. Auch die geistige Erde hat einen glühenden, feuerflüssigen Kern; Erdbeben erschüttern ihre Oberfläche; Vulkane brechen aus. Mag das alles zuerst wie Zerstörung und Vernichtung aussehen; wo jugendliche Kraft und ungebrochenes Leben herrschen, blühen bald wieder die Fluren. Gerade aus dem inneren Mitleben der Kriegsgegenwart, die alles Abgestorbene zerschlägt, erkennt man, daß die Kraft des Volkes auch Neues gestalten will und die Begeisterung der Jugend sich an der Hoffnung auf eine große Zukunft entzündet.

Wenn ein Volk Neues schaffen will, bedarf es allerdings der Arbeit und Wirkung von Männern wie Schröder, die feststehen und die Veränderungen auf ein Bleibendes, Ewiges beziehen und an ihm messen und bewerten. Darin sieht Reinhold Schneider die Aufgabe des Dichters in der Geschichte (Werke und Tage S. 108). Er nennt

⁵ Werke und Tage, Festschrift für R. A. Schröder (Berlin 1938) S. 61 ff. Schröder reiht sich damit unter die Zahl mancher aufmerksamer Männer der Gegenwart ein, die sich bemühen, wieder den Sinn für die klassische Vollendung zu gewinnen, um nicht im Strom des Geschehens auf- und unterzugehen. Als Beispiel mag statt vieler Hans Rose dienen, der aus der Betrachtung der griechischen Kunst der perikleischen Blütezeit die Klassik als künstlerische Denkform ableiten will: „Wir erkennen, daß (damals) zwischen Verharrungsvermögen auf der einen und Neuerungs willen auf der andern Seite ein Verhältnis der Auswägung bestanden hat, dahin wirkend, daß das Tempo des entwicklungsgeschichtlichen Fortschritts sich für eine Weile verlangsamt hat. . . . Die rückschauenden Bestrebungen bilden also den natürlichen Ausgleich gegen ein sich überstürzendes Vorwärtsdrängen. . . . Zweifelloso bedürfen wir einer solchen verlangsamen Kraft auch heute“ (5). Er macht aber auch darauf aufmerksam, daß solche Klassik mehr innerste Angelegenheit der Mittelmeerwelt und der romanischen Völker ist. Im Norden „mengt sich ein Motiv der Sehnsucht ein, das unklassisch ist, dieses typisch unerfüllte Verhältnis von Aufgabe und Lösung, das dem nordischen Menschen ebenso natürlich ist wie dem Südländer sein Zustand der Ausgewogenheit“ (6). — Hans Rose, *Klassik als künstlerische Denkform*. Gr. 8^o (176 S. u. 16 Tafeln) München 1937, Beck. M 6.—, geb. M 8.—

auch dieses Bleibende. Es ist die Erscheinung Christi, das Eintreten Gottes in die Geschichte.

Schröder selbst könnte seine innerste Auffassung nicht bündiger wiedergeben. Denn zu dem germanischen Urbesitz, der antiken Bildungswelt tritt nach seiner Überzeugung das Christliche, um dem Deutschen seine bedeutende Form zu geben. Zwar hat sich diese Überzeugung erst allmählich in ihm geklärt und gefestigt. Wenn ihm auch ein tiefchristliches Elternhaus geschenkt war (Aus Kindheit und Jugend S. 44), so treten die religiösen Gedanken doch zurück, bis die Verwüstungen nach dem verlorenen Weltkrieg sie wieder wecken. In dem willentlich kühlen Bericht von dem Erlebnis aus den Weihnachtstagen 1918 (II 434), da ihn ein Freund auf die Götter als Spender alles Irdischen, der Trübsal und der Freude, hinweist, klingt diese Umkehr nach. Schröder spricht wohl sein Urteil über jene Wandlungen seines Wesens aus, wenn er in einem Aufsatz über das deutsche Kirchenlied schreibt: „Und bedeutet dieser Flug und Stieg aus dem Diesseits ins Jenseits, aus dem Niedern ins Hohe, aus der Bedrängnis in die Freiheit, aus dem Trüben ins Lautere doch alles in allem so etwas wie eine Flucht, ein sich Entziehen und Vereinzeln um des Reinen und der Läuterung willen, so kehrt schließlich der geläuterte und verklärte Geist aus der höchsten Grenze menschlichen Gewahrens und menschlicher Erfahrung zurück in den Dienst an der Welt, um dessentwillen er allein sich über sie hinausgeschwungen“ (Dichtung und Dichter der Kirche S. 8f.). Seitdem ist sein Schaffen in weitem Umfang der geistlichen Dichtung, insbesondere dem Kirchenlied, gewidmet. Er erforscht seine Geschichte und bereichert es selbst so, daß man mit Rücksicht auf ihn von einem neuen Frühling des protestantischen Kirchenliedes spricht. In seinen Schöpfungen, vollkommenen Dichterworten, gehe das neue Wir auf, wo Volk und Gemeinde wieder vor Gott stehen (Werke und Taten S. 97). Diese Entwicklung Schröders bedeutet jedoch keinen Bruch seines geistigen Werdens. Je mehr er eindrang in die Geheimnisse dichterischer Schöpfungen, desto mehr enthüllte sich ihm die religiöse und christliche Wurzel aller Kunst. Schon die Sprache, die sich ja auf Grund der Sachgegebenheiten formte, scheint ihm den Wesenszusammenhang zwischen Kunst und Religion darzutun, da sich ihre Wortfelder weithin decken (I 414—444). Staatsgefühl und Religion sieht er bei Vergil vereint. Das Drama hat einen religiösen Ursprung, und die Zerrüttung in der dramatischen Dichtung der Gegenwart führt er darauf zurück, daß sie nicht mehr als zugleich religiöse wie menschliche Leistung gelte (I 320). Seitdem aber in Christus Gott zum Menschen kam, damit der Mensch zu Gott komme (II 170), kann sich nie-

mand mehr dieser Wahrheit entziehen, muß jede Dichtung in irgend einer Weise zum Christentum Stellung nehmen und sich mit Rücksicht auf das Christliche formen. Auch wenn der Dichter sich von der eigentlichen Lehre losmachen kann, so doch nicht aus dem Bannkreis christlicher Gemeinschaft. „Ich erblicke diese Gemeinschaft in der geschichtlich gegebenen weltlichen Gestalt der Christenheit. Sie scheint mir für jeden, der in sie hineingeboren ist, für alles, das aus ihr entspringt, ein unentrinnbar Zugehöriges“ (I 417).

Schröder bemüht sich, im einzelnen diesen christlichen Bestandteil aufzuweisen. Nicht als ob er nun nach dem höheren oder geringeren Maß christlichen Gehalts die Kunst abstufen wollte. „Mir ist der Spott Voltaires lieber als ein Geltenlassen, meinethwegen sogar Anbetung mit Vorbehalten“ (II 484). Er verdankt es Stefan George, daß er die Kunst der Religion gleichsetzt und jene verabsolutiert und transzendiert, wie es dieser zukomme (II 450). Wir können ihm allerdings nicht folgen, wenn er Goethe, der gewiß christlichem Einfluß unterlag, einen der tiefsten und frömmsten Dichter der deutschen Christenheit nennt.

In dem Nachsinnen Schröders über Rilkes Wesen wird es klar, wie rein er das Religiöse und Christliche erkennt, da er einerseits sieht, wie unter den psychologischen und ästhetischen Schleiern Rilkes und der Rilkeverehrer religiöse Bedrängnisse der Gegenwart wirken, und andererseits doch ohne Scheu ausspricht, Rilke habe zeit seines Lebens nicht aus der Hölle der Verzweiflung in seinem Ringen um Gott herausgefunden.

Es gilt nun, Schröders christliche, religiöse Haltung, wie sie sich aus seinen Werken ergibt, genauer zu fassen. Das Christentum ist für ihn wesentlich die Lösung der Gegensätze Freiheit und Verantwortung, der Vorher- und Selbstbestimmung, des Fragenkreises der Gnadenwahl. Es geht um das eigene und das gemeinsame Heil. Dies bis in die letzten Gründe durchzudenken und durchzufühlen, scheint ihm Anlage und Aufgabe des deutschen Volkes zu sein; die Lösung in der Person Christi zu finden, das Wesen des Protestantismus. So sei der Deutsche wesentlich protestantisch, sei das Ringen des Einzelnen, „kraft eigener Verantwortung das Irdische gegen das Ewige auszuwägen“, im Gegensatz zu der katholischen Auffassung protestantisch (I 323). Die Kirche der Gläubigen ist die Gemeinde derer, die gemeinsam und jeder für sich diesen Kampf kämpfen, von dem in Christus geoffenbarten Gott Tröstung, Heiligung und Verheißung empfangen und darum der Lebensgewißheit in Gott sicher sind. Sie ist die durch die genossene und gegenseitig empfundene Liebesfülle zur civitas Dei erhobene Ökumene (II 41).

Erneuerst täglich deinen Bund
In Jesu Christi Namen —
Wir stehn auf keinem andern Grund
Als auf dem deinen. Amen.

(Mitte des Lebens 112)

Schröder wird darum auch die Worte Reinhold Schneiders bejahen, daß es seit Christus kein Fortschreiten mehr gebe, sondern nur mehr ein Kreisen um die geoffenbarte Wahrheit, daß die Veränderungen in der Geschichte nur mehr eine größere oder geringere Entfernung von Christus bedeuten (Werke und Taten 108). Dieser geschichtslosen Haltung entspricht es einigermaßen, daß der Klassiker Schröder in Form und Gehalt seiner zahlreichen Kirchenlieder durchaus an die Barockzeiten eines Gerhardt, Rist, Heermann, Fleming anknüpft, in denen sich nach den Glaubenskämpfen des 16. Jahrhunderts das protestantische Leben und Fühlen entfaltete.

In persönliche Glaubensüberzeugungen einzugreifen, wird leicht frevelhaft. Wir wollen es trotzdem wagen, den ersten Satz des Schröderschen Spruches zu verwirklichen, ohne gegen den zweiten zu fehlen:

Anders ist's: Jemand auf einen Weg lenken,
Anders: Jemand in seinem kränken.

Es ist gewiß richtig, daß es Luthers und der Reformation geschichtliche Stunde war, gegen ein in vielem veräußerlichtes Kirchentum den Blick auf den persönlichen Glauben und das persönliche Ringen um Gott und das Finden Gottes zu lenken. Aber dies, was der von Schröder protestantisch genannten christlichen Haltung innewohnt, ist dem Katholiken durchaus nicht fremd. Wenn wir uns von der geschichtlichen Frage ab- und dem ewigen Lehrgehalt des Christentums zuwenden, erscheint die Aneignung des Heils jedoch als ein zweitrangiges Anliegen, wenn es auch vielfach den Menschen am meisten erschüttert. Das erste und höchste ist Gott und Gottes größere Ehre. Vor ihm und ihr versinkt der Mensch. Aber dank der überströmenden Fülle seiner Herrlichkeit erschuf Gott den Menschen, erlöste den Sünder durch sein sichtbares Erscheinen, will er, daß er zu Ihm komme und sein Heil finde, damit Ihm Lob auch aus geschöpflischem Mund werde. Darum ist auch die Menschheit in eine geformte, hierarchisch gegliederte Kirche berufen, eine Gemeinschaft, die sich, wie auf der natürlichen Ebene Staat und Volk, nicht nur durch Gesinnung und Willen zusammenfügt, sondern übernatürlich wesentlich eine innere Einheit und Ganzheit bildet, in die auch das Natürliche aufgenommen und emporgeführt wird. Wenn des Deutschen Sehnsucht stets nach dem Reich ging, in dem sich unter einer starken und großen Füh-

rung die Kräfte der einzelnen entfalteten und in der Ordnung des Ganzen zusammenfügten, um so eins im Denken und im Handeln zu leben und sich zu vollenden, kann man eher sagen, daß der Deutsche wesentlich katholisch sei. Denn die katholische Kirche bietet die Einheit und Stetigkeit des Denkens wie des Handelns durch ihre Lehr- und Hirtenautorität. Dadurch, daß sie vom Heiligen Geist gelenkt ist, wird sie fähig, unter Wahrung der unveränderlichen Wahrheit im Wechsel der Zeit stets lebendig zu bleiben. Der Verlauf des geschichtlichen Geschehens aber, in dem wohl die geringere und größere Nähe zu Christus immer eine Rolle spielt als das Ringen des Einzelnen und der Völker, stellt eine echte Entfaltung dar, im guten Sinn eine Entwicklung, die Sankt Paulus ein wirkliches Wachsen zur Altersreife Christi nennt. Sie geht, und das ist das Geheimnis Gottes, dessen Gedanken nicht die unsern sind, durch Tod

zur Auferstehung, durch Leiden zur Seligkeit, durch Schwäche zum Sieg.

Der gegenwärtige Krieg mit seinen Folgen, deren auf jeden Fall große Ausmaße noch nicht abzusehen sind, erscheint als ein neuer Abschnitt in der Entfaltung des deutschen Volkes, ein neuer Abschnitt auch für sein religiöses Werden und Wachsen. Es ist uns nicht eine bloße schöne Huldigung, wenn wir sagen, daß auch Rudolf Alexander Schröder dazu seinen Teil beiträgt. Wenn er den ewigen deutschen, humanistischen, christlichen Besitz lebendig in sich trägt, mehrt und unserem Volk in seinem Dichten und Denken nahebringt, macht er uns alle darauf aufmerksam, daß die äußern Formen unseres Seins gerade in der Zeit einer Wende aus den innersten Quellen heraussprießen, die darum besonders jetzt in der Mitte unseres Bewußtseins stehen müssen.

KIRCHE UND KULTUREN

Von Jos. Alb. Otto S. J.

Das geistige Ringen um die Fragen der missionarischen Begegnung mit den Kulturen der Welt wird immer eindringlicher. Kirche wächst ja nicht in kulturleerem Raum. In seinem wesentlichen, religiös-sittlichen Gehalt ist das Christentum zwar keiner artgebundenen Kultur ausschließlich verpflichtet, sondern ganz auf das Allgemeinmenschliche angelegt, „an alle Völker gesandt“. Tatsächlich ist es aber mit der abendländischen Kultur, die von ihm weitgehend mitgeschaffen wurde, tiefgreifende Bindungen eingegangen. Diese sind nicht von dogmatisch-unbedingter, sondern nur von geschichtlich-bedingter Notwendigkeit. Unter dieser geschichtlich gewordenen abendländischen Kulturgestalt bringt heute die Kirche das Erlösungsgeheimnis Christi den Fremdvölkern der Erde. Sie stellt dadurch an diese Forderungen, die sie an unsere heidnischen Vorfahren nicht gestellt hat. Heute wird eben nicht mehr der noch unentfaltete Same des Christentums — das „Senfkörnlein“ — in den Kulturboden der Missionsvölker eingepflanzt, sondern ein zum Zweig ausentwickelter Ableger der zum „Baum“ herangewachsenen Kirche. Die Heiden müssen heute zum Christentum Christi auch die menschlichen Zutaten, und zwar in abendländischer Prägung, annehmen. Freilich dürften der Jungkirche der Missionsländer von heute viele innere Kämpfe und dogmatische Streitigkeiten früherer Jahrhunderte erspart bleiben, da ihr Glaube und Gnade in festgewordener, allerdings wesentlich abendländisch gebundener Formung vermittelt werden.

Dennoch kann heute niemand mehr über die Notwendigkeit missionarischer Anpassung an

die Fremdkulturen ernstlich im Zweifel sein, erst recht nicht, da das völkische Selbstbewußtsein und die rassische Selbstbehauptung gegenüber dem europäisch-amerikanischen Kulturimperialismus im Wachsen ist, wenigstens bei den Hochkulturen des Fernen Ostens, und die Erkenntnis der artgebundenen Unterschiede der Kulturen in Missionskreisen immer weiter um sich greift. Kraftvoll betonte Pius XII. gleich in seinem ersten Weltrundschreiben „Summi Pontificatus“ vom 20. Oktober 1939 diesen kirchlichen Anpassungswillen: „Die Kirche bewahrt mit größter Treue die erzieherische Weisheit Gottes. Sie kann daher nicht daran denken und denkt nicht daran, die für jedes Volk eigentümlichen Sonderwerte anzutasten oder minder zu achten, die von jedem mit empfindsamer Anhänglichkeit und mit begreiflichem Stolz gehegt und als kostbares Vätergut betrachtet werden. . . . Die Kirche begrüßt freudig und begleitet mit mütterlichem Wohlwollen jede Einstellung und Bemühung für eine verständige und geordnete Entfaltung solcher eingegarteter Kräfte und Strebungen, die im innersten Eigensein jedes Volkstums wurzeln. . . . Jedwede Gebräuche und Gewohnheiten, die nicht unlösbar mit religiösem Irrtum verknüpft sind, werden stets mit Wohlwollen geprüft und — wenn immer möglich — geschützt und gefördert.“¹

Offen bleibt nur die Frage nach den Grenzen der Anpassung: Wieweit dürfen und müssen einheimische Werte und Formen in das Christentum jenes Fremdvolktes eingefügt werden? Und wichtiger noch: Wieweit dürfen und müssen rein abend-

¹ Act. Ap. Sed. 31 (1939) 576 f.